Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 34 (1952)

Heft: 28

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Winterthur, 11. Juli 1952 Erscheint jeden Freitag 34. Jahrgang Nr. 28

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.–. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze, Verlag, Bahnhofstraße 89, Zürich 1, Telephon 272975, Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 22252, Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß Montag abend

Die guten neuen Zeiten

Immer, wenn ich jemand von den «guten alten Zeiten» reden höre, kommt mir die Geschichte vom letzten Herbst in den Sinn. Mein Sohn litt an einer argen Erkältung, die plötzlich in hohes Fieber umschlug. Ich rief eilends den Arzt. Er warf einen kurzen Blick auf ihn, sagte «hmmm ...» und gab ihm eine Injektion. Das ganze dauerte zwei Minuten. Als er sich mit dem Versprechen, in drei Tagen nochmals zu kommen, verabschiedete, fragte ich: «Was hat er denn?» «Nichts Besonderes», erwiderte, «nur Erysipelas». Ich wusste natürlich nicht, was das ist, und schlug im Lexikon nach; und da sprangen mir die Worte «nimmt oft einen tödlichen Verlauf» entgegen. Entsetzt telefonierte ich dem Arzt.

Er lachte mich aus: «Ihr Lexikon ist veraltet! Es muss aus der Zeit, bevor man das Penicillin kannte, stammen.» Dann aber wurde seine Stimme ernst: «Ihr Sohn kann von Glück reden, dass er die Krankheit nicht vor zehn Jahren erwischte. Damals hätte er wirklich daran sterben können.»

Die «guten alten Zeiten» waren doch nicht so wunderbar — mein Sohn ist der gottlob lebende Beweis dafür.

Wir heutigen Menschen machen uns eine Menge Sorgen, wir haben Angst und ringen die Hände. Die Drohung des Kriegs hängt ständig über uns: die Atombombe mit all ihren Schrecken wartet nur darauf zu explodieren ...

Sicher, der Krieg ist etwas Furchtbares — es wäre Wahnsinn, über die Gefahr zu lachen. Aber Krieg ist nichts Neues unter der Sonne. In der ganzen Geschichte der Menschheit gab es kaum einen Tag, an dem nicht irgendwo auf der Welt Krieg herrschte. Die Menschheit hat von jeher unter dem Schatten dieser Bedrohung gelebt — und überlebt.

Gewiss, die Atombombe ist die grässlichste Waffe, die je erfunden ward. Die erste Atombombenexplosion in Japan forderte 75 000 Menschenleben. Aber erinnern wir uns einen Augenblick lang an die grossen Heimsuchungen der Geschichte — die geheimnisvollen und entsetzlichen Pestepidemien, die die Welt wie Furien durchrasten, und deren Erreger und Behandlung bis zu den Tagen der modernen medizinischen Wissenschaft unbekannt blieben! Der «schwarze Tod», der Europa im 14. Jahrhundert unter seiner Geissel hatte, forderte 25 Millionen Tote. Die Menschen mussten hilf- und tatenlos dasitzen, beten und warten, bis er sie niederstreckte. In vielen Gegenden unseres Erdteils lebte nach dem Erlöschen der Seuche nur noch der vierte Teil der Bevölkerung. 1664 wurde London von der Pest verheert. Man lese Daniel Defoe «Geschichte der Pestzeit» mit ihren Schilderungen der Panik, auswegslosen Flucht, der in den Strassen liegenden Leichen ohne Grab nach, bevor man behaupten will, das Leben sei heutzutage hart!

Trotz allen Sorgen, trotz der tatsächlichen Kriegsdrohung, trotz den Grenzen, die der Medizin auch heute noch gesteckt sind, ist das Leben doch noch nie so sicher gewesen wie in unseren Tagen. Die Wissenschaft hat das Gebären gefahrlos gemacht, sie hat die Kindersterblichkeit auf ein Minimum gesenkt, sie hat Diphterie, Pneumonie, Pokken und zahlreiche andere Krankheiten ihres Schreckens entkleidet. Wir haben heute ein langes Leben; die durchschnittliche Lebensdauer des Mannes liegt bei 65, der Frau sogar bei 71 Jahren. Der Tod im Frühling des Lebens ist selten geworden. Kinder, die Vollwaisen sind, begegnen uns kaum mehr. Aber es war nicht immer so! Shakespeare gibt uns einen Romeo von 14, eine Julia von 13 Jahren. Damals musste man jung lieben und jung heiraten, denn für die meisten Menschen war das Leben mit 30 oder höchstens 40 Jahren zu Ende; ein junger Mensch, der an der Schwelle der Mannbarkeit seine Eltern noch hatte, war glücklich zu preisen.

Wir klagen das Militär an, es raube dem jungen Mann kostbare Monate und gar Jahre seines Lebens. Sicher tut es das. Und der letzte Krieg forderte von Millionen Männern sogar lange Jahre ihres Daseins. Die Wissenschaft aber hat uns weit mehr Lebensjahre geschenkt, als der Militärdienst uns nehmen kann.

Die Segnungen des modernen Zeitalters sind zahllos. Wer stirbt in einem modernen Sozialstaat der alten oder neuen Welt heute noch an Hunger? Selbst der Aermste hat dank der sozialen Wohlfahrt ein Leben, das die kühnsten Träume der meisten Menschen vergangener Jahrhunderte übertrifft. Der Hunger war einst eine schlimmere Geissel als der Krieg und ist es in den rückständigen Gebieten der Welt heute noch. Die modernen Landbebauungsmethoden jedoch haben die Bodenerschöpfung, Pflanzenkrankheiten, Schädlingsplage und Dürre erfolgreich bekämpft. Dem Durchschnittsbürger steht heute eine Auswahl an Nahrungsmitteln zur Verfügung, wie sie einst nicht einmal die Könige kannten.

Und welcher Herrscher hatte den Komfort der Neuzeit? Bis auf die Tage, deren sich manche unserer Zeitgenossen noch erinnern können, hatte keiner von ihnen Zentralheizung, elektrisches Licht oder einen Kühlschrank. Und welcher Kaiser oder König kannte kulturelle Veranstaltungen, wie sie für uns heute alltäglich sind? Radio und Grammophon bringen Musik, gespielt von den besten Orchestern der Welt, ins Heim des kleinen Mannes; der Film hat berühmte Theaterstücke, deren Genuss einst wenigen Begüterten vorbehalten war, in die breite Masse getragen. Und es wird kaum mehr lange dauern, bis die Television jeder Familie ein Schauspiel bietet, wie man es sich früher nicht einmal in Palästen träumen liess.

Und wieviel mehr Freizeit haben wir heute! Noch vor 50 Jahren rackerte sich jeder Bauer im Schweisse seines Angesichts am Pflug ab, seine Frau holte das Wasser am Brunnen, kochte auf dem Holzherd, stellte Seife und Kerzen selbst her, wob ihre Kleider und die Leintücher eigenhändig und wusch die Wäsche mühsam am Bach. Heute hat der Bauer einen Traktor, und die Küche seiner Frau ist von den modernen Einrichtungen auch nicht unberührt geblieben. Vor einem halben Jahrhundert schuftete der Arbeiter zehn und oft zwölf Stunden am Tag, erschöpft kehrte er nach Hause heim, drückte das magere Essen hinunter und ging zu Bett. Heute arbeitet er 48 Stunden oder weniger pro Woche und hat genug Freizeit für seine Partei, seinen Kegelklub, seinen Radio und seinen Garten. An Zerstreuungen steht ihm eine grössere Auswahl zur Verfügung als dem reichsten Mann im 19 Jahrhundert. Seine Kinder besuchen gute Schulen und vielleicht auch die Universität. In vergangenen Zeiten war das undenkbar. Die Kinderarbeit, die durch den harten Daseinskampf und die niederen Löhne bedingt war, bevor Wissenschaft und Technik die Natur eroberten, war bis in jüngste Zeiten ein brennendes Problem. Das Analphabetentum war auch in zivilisierten Ländern weitverbreitet. Wo sind heute der junge Mann oder das Mädchen, die statt ihres Namens ein Kreuz hinmalen, weil sie nicht schreiben können?

Nach der Sage gab es schon früher einmal «goldene Zeitalter». Die alte griechische Kultur wird beispielsweise als solches betrachtet. Aber unter den alten Griechen war die Kultur das Privileg einer Oberklasse, die über das «gemeine Volk» und die in Kämpfen erbeuteten Sklaven herrschte. Nicht anders verhielt es sich im alten Rom, dessen Aufwand von den Tributen unterworfener Völker bezahlt wurde; und das «kultivierteste» Vergnügen, das die alten Römer kannten, waren Christenverfolgungen und Gladiatorenkämpfe in der Arena. Aber die romantische Ritterzeit? Nun — wären etwa Sie gerne das gewesen, was die meisten Menschen jener Tage waren: Leibeigene, die von der Gnade ihres Herrn abhingen?

Nein, nie in der Geschichte gab es bessere Zeiten als die unsrigen. Nie zuvor ist mehr erreicht worden durch Intelligenz und Geschicklichkeit aller Menschen. Und nie war des Menschen Heim — und nicht nur das des Reichen, Mächtigen oder Hochgeborenen — so sehr seine Burg wie heute. Nie gab es mehr Freiheit, Gleichheit und Wohlstand. Sicher, wir haben auch unsere Probleme. Jeder Mensch hatte sie im langen Laufe der Geschichte. Aber nie kannte die Menschheit grösseren Lohn für ihren Kampf um ein menschenwürdiges Dasein. Vergleichen wir die guten neuen Zeiten mit den «guten alten» — wir möchten nicht tauschen!

EvA.

Notwendigkeiten und Grenzen des Parteiwesens

Während die für das Frauenstimmrecht kämpfenden Frauen in früheren Jahrzehnten sich einem Beitritt in die politischen Parteien gegenüber eher ablehnend verhielten, wird heute von vielen Frauen doch die Nützlichkeit einer parteipolitischen Mitarbeit und Schulung erkannt. Um ihre Mitglieder über das Wesen der verschiedenen Parteien zu orientieren, veranstaltet gegenwärtig die Basler Vereinigung für Frauenstimmrecht einen Zyklus von Vorträgen, der mit einem einführenden, allgemein gehaltenen Referat von Chefredaktor Peter Dürrenmatt eingeleitet wurde.

Seit den dreissiger Jahren hat eine starke Kritik an den Parteien eingesetzt, als Ausfluss der Weltwirtschaftskrise; man wollte vereint die Auswirkungen der Krise bekämpfen und warf den Parteien vor, sie betonten die Trennung zwischen den einzelnen Volkskreisen. Das Parteiwesen gehört indessen zum Wesen der Demokratie, wenngleich Parteien in der Bundesverfassung nicht erwähnt sind und in einem idealen Sinn eigentlich nicht nötig sein sollten. Man stellt sich das Volk vor, das an politischen Geschäften teilnimmt, ohne sich in Parteien zu zersplittern. Im Parteiwesen hat sich in den letzten Jahrzehnten manches grundlegend geändert. Zuerst, bei Schaffung des Bundesstaates, standen sich zwei grosse Parteien, getrennt durch weltanschauliche Gegensätze, gegenüber, die Katholisch-Konservativen und die Radikaldemokraten. Diese Form der Mehrheits- und der Minderheitspartei erhielt sich bis zum Beginn dieses Jahrhunderts. Mit dem Ausbau des Referendums und der Initiative entwickelte sich ein typisch schweizerisches Parteiwesen. Es zeigt sich, dass der Schweizer nur bis zu einem gewissen Grade entschlossen ist, sich parteimässig zu organisieren; so sollen kaum 20 Prozent der Stimmberechtigten Parteien angehören; die andern 80 Prozent stimmen zwar meist für eine Partei, wollen sich aber für ihre Entschlüsse doch nicht fest binden.

Seit dem Ersten Weltkrieg entwickelte sich eine neue Form des Parteiwesens. Mehr und mehr traten wirtschaftliche Interessen in den Vordergrund und verdrängten die weltanschaulichen Auseinandersetzungen; der Proporz ist nicht eine Ursache dieser Entwicklung, wie manche meinen, sondern die Folge davon. Man beachte das gewaltige Anwachsen der Bevölkerung von 2 auf 4 und heute 5 Millionen, die sämtlich auf demselben Raum leben und sich ernähren wollen; das war ein Grund, warum das Moment des gerechten Ausgleichs eine Rolle zu spielen begann. Mehr und mehr mussten praktische Lösungen zum Unterhalt der wachsenden Bevölkerung gefunden werden, umso mehr, als seit den zwei Weltkriegen die Auswanderung, die früher ein Ventil bildete, abgedrosselt worden war. Der Begriff der Sicherheit, den die Aelteren unter uns noch kennen, wurde schon durch den Ersten Weltkrieg und dann durch die folgenden Krisen- und Kriegsjahre gründlich zerstört; man erkannte die Notwendigkeit eines gemeinsamen Kampfes gegen die Folgen von Krise und Krieg und wirkte gegen die parteimässige Trennung. Dadurch wurde auch der Kampf zwischen den Parteien, der früher viel heftiger war, zurückgedämmt. Dafür wurden die Parteien das Gremium, in dem sich die durch gemeinsame Interessen Verbundenen zusammenschlossen. Als Beispiel sei die Bauernpartei genannt, die sich zum Schutze der Landwirtschaft vom Freisinn abspaltete.

Das politische Leben wurde äusserst kompliziert, und darum ist es wohl richtig, dass sich neue Parteien bildeten. Erfüllen die Parteien die an sie gestellten Erwartungen? In gewissem Sinne wohl: sie schulen die Stimmberechtigten, indem sie zu den aktuellen Tagesfragen Stellung nehmen und die oft komplizierte Materie möglichst gemeinverständlich darstellen. Es braucht viel mehr Sachkenntnis als früher, um die dem Volk vorgelegten Vorlagen zu verstehen. Wer kennt sich in der Finanzvorlage aus? Wer ist imstande, eine Staatsrechnung zu lesen und zu verstehen? Dies, so bemerkte der Redner sehr richtig, ist ein Grund, um den Frauen die politischen Rechte vorzuenthalten; aber man suche den Stimmbürger, der wirklich die Gesetzesvorlagen und Staatsrechnungen versteht! Hier haben die Parteien eine grosse Aufgabe, indem sie den politischen Stoff sichten und verarbeiten, um ihn verständlich zu machen. Die Bürger erwarten auch in der Tat von den Parteien heute viel mehr diese aufklärende, sachliche Arbeit als den Kampf gegen die andern Parteien. Sehr wichtig ist auch die

Das Märchen vom späten Glück

Es war einmal ein kleines Mädchen, das trug gar keine Besonderheiten an sich. Sein Haar war glatt gekämmt und zu zwei braunen Zöpfen geflochten, und die rehbraunen Augen schauten ein wenig scheu in die Welt. Seine Mutter war eine einfache Frau, doch sie war zufrieden und gut und hatte ihr Auskommen, und das ist alles, was ein Mensch sich wünschen kann. Das Haus, in welchem sie lebten, war klein und bescheiden, es lag ein Gärtchen davor mit einem Zaun rund herum. In dem Gärtchen pflanzte sie Gemüse und Kräuter für des Leibes Notdurft. Ein Apfelbaum spendete seine köstlichen Früchte, und am Zaun entlang wuchsen süsse Beeren. In der Rabatte vor dem Hauseingang aber blühten gelbe, rote und blaue Blumen, die in der Sonne leuchteten und die Seele erfreuten.

Die Mutter liebte es, schöne Handarbeiten zu machen. Während sie nähte oder strickte, sass das kleine Mädchen zu ihren Füssen und sie erzählte ihm die schönsten Märchen, deren es nie genug hören konnte, denn es lernte daraus alle hohen Tugenden der Menschen lieben und das Böse hassen. Die fertigen Arbeiten trugen sie ins nahe Städtchen zum Verkauf. Aus dem Erlös kauften sie sich, was sie benötigten und erfüllten sich auch manchen kleinen Wunsch: einen einfachen Teppich in die Stube, ein Paar hübsche Vorhänge, ein gutes Buch, ein Stückchen Schokolade, Eier und Mehl, um einen Kuchen zu backen, einige praktische Küchengeräte.

So lebten sie glücklich. An den Sonntagen kam die Gevatterin aus der Stadt mit ihren Kindern zu Besuch, oder der Pate aus dem nahen Dorf. Sie wurden bewirtet mit dem Besten, was man besass. Man sang und spielte und das kleine Mädchen freute sich der Gespielen.

Manchmal nahmen die Besucher es für eine Weile mit sich nach Hause. Da lernte es allerlei neues kennen, war dankbar dafür und kehrte doch immer gern wieder heim in sein stilles Haus.

Als die Mutter sich zum Sterben hinlegte, war das Kind eine Jungfrau von stiller Schönheit geworden. Ihre Augen strahlten voll Güte und sie schenkte jedem Vorübergehenden ein freundliches Lächeln. Ihre Geistesgaben waren von gutem Durchschnitt, ihre Hände emsig und ihr Wesen bescheiden. Sie verstand ihre Obliegenheiten und hatte sich mit der Mutter zusammen ein bescheidenes Kapital erarbeitet.

Eines Tages kam ein Jüngling, der war schön und kräftig, von funkelnder Intelligenz, grossem Ehrgeiz und nimmermüder Tatkraft. Der warb um die Jungfrau. Sie sah mit ihren sanften Augen zu ihm auf, legte die wundersam zarten Hände mit einer schenkenden Gebärde geöffnet in ihren Schoss und sprach:

«Dies ist alles, was ich besitze: einen praktischen Sinn, zwei arbeitsame Hände, eine bescheidene Mitgift und ein liebendes Herz.»

Der Jüngling verschloss ihr den Mund mit einem Kuss und sagte: «Mehr begehre ich nicht von dir. Alles übrige, was zu einem guten Vorwärtskommen in dieser Welt notwendig ist, besitze ich selber.»

Sie verkauften das kleine Haus mit dem stillen Garten, zogen zusammen in die Stadt und liessen ihre Ehe einsegnen. Sie arbeiteten fleissig, und die junge Frau gebar im Laufe der Jahre mehrere Kinder. Aus ihrem kleinen Vermögen und dem dazu erarbeiteten Gelde kaufte der Mann ein grosses Haus. Damit aber nicht ein Raum darin brachliege, befahl er, dass man fremde Kostgänger zu Tisch nähme, und die Frau gab sich alle Mühe, dieselben gut zu ernähren und ihnen das Leben behaglich zu machen.

Der Mann erwarb sich durch seine Tüchtigkeit das Vertrauen der Mitmenschen, er stieg von Stufe zu Stufe, von Amt zu Amt und von Ehre zu Ehre. Dies gefiel ihm, er war glücklich dabei und nahm es als eine Selbstverständlichkeit, dass seine Frau auch glücklich sei.

Der Garten vor dem neuen Hause war dreimal so gross wie derjenige vor dem Hause des kleinen Mädchens gewesen war. Er musste ja viel mehr Menschen ernähren, als der kleine Garten es getan hatte, und es entsprach so auch dem grösseren Vermögen des Ehepaares. Die Kräfte und Fähigkeiten der jungen Frau aber wuchsen nicht, im Gegensatz zu denjenigen des Gatten, die sich vervielfältigten mit jeder neuen Aufgabe und Verdienstmöglichkeit, die er auf sich nahm. Da wurde er manchmal ungeduldig und fand, sie sollte sich wohl etwas mehr Mühe geben.

Gott aber hatte die junge Frau zu einem einfachen Geschöpfe geschaffen. Sie werkte fleissig in Haus und Garten und tat, was sie konnte. Doch wenn sie ihren Kindern den Abendbrei ins Mäulchen stopfte oder ein selbstgeschneiderte Kleidchen überstreifte, sang eine verborgene Stimme in ihrer Seele, sang von den Märchen, welche die Mutter vor langen Jahren erzählt hatte, von den Elfen und Gnomen, den blauen und roten Blumen, den stillen Sternen und dem wandelnden Mond über dem Wald. Oder von den gütigen Engeln, welche die Wege der Menschen bewachen, des Nachts an den Bettchen der Kinder stehen und sie behüten. Dies alles klang in ihr, tief innen, ihr Mund aber blieb verschlossen, denn sie dachte an das Abendessen, das sie für die Kostgänger noch bereiten, an das Fleisch, das sie einkaufen musste, an das Geschirr, das ungewaschen auf dem Tropfbrett stand und an das Unkraut im Garten. Auch hatte sie noch einen Stoss Wäsche zu flicken für die Nachbarin, denn da sie keine gute Rechnerin war, wie zum Beispiel die Krämersfrau nebenan, kalkulierte sie oft falsch. Sie wagte es dann nicht, ihrem tüchtigen und arbeitsamen Eheherrn, der sich ja auch keinen Feierabend gönnte, ihren Fehler einzugestehen und nahm, um denselben zu verdecken oder wieder gutzumachen, bezahlte Arbeit an. Diese Arbeit war schlecht entlöhnt und es brauchte einen grossen Zeitaufwand, sollte sie etwas eintragen. Darüber wurde die Frau müde und auch etwas ungehalten, und es ergab sich wie von ungefähr, dass sie zu dem Manne manchmal recht einsilbig und zu den Kindern, die immer irgend ein Anliegen hatten, ungeduldig und auch gereizt wurde.

Nun geschah es, dass im Garten die gelben, roten und blauen Blumen, die zu Anfang der jungen Ehe so fröhlich geblüht hatten, langsam eingingen und eines Frühlings nicht mehr ausschlugen. Da kamen auch die summenden Bienen nicht wieder, die Käfer trippelten nicht mehr über die umgebrochenen Schollen, und zuletzt blieben auch die Vögel fern. Dafür aber strotzten grosse Kohlköpfe in den Beeten, die Bohnen kletterten jedes Jahr höher an ihren Stangen, und der Spinat wucherte wie Unkraut. Wo aber die zarten, bunten Blumen gestanden hatten, breitete sich ein kunstvoll geschichteter Misthaufen aus, mit welchem die Gartenerde gedüngt wurde, so dass sie immer fruchtbarer ward. Die Kaninchenmütter im Stall warfen in jedem Frühling mehr Junge, welche das Jahr hindurch verspeist wurden.

Die Kinder stolperten auf stämmigen Beinchen durch das Kleinkinderalter, spielten, lachten, weinten und stritten sich, dachten früh an den Gelderwerb und versprachen tüchtige Leute zu werden. Die fremden Kostgänger waren meist gutartige Menschen, schenkten ihnen Süssigkeiten und alte Sachen, die in den Kehricht gehörten. Manch einer

Schulung des politischen Nachwuchses; man kennt die allgemeinen Klagen über mangelndes politisches Interesse bei den Jungen. Manche von ihnen finden, mit langem Militärdienst hätten sie ihre Pflicht gegenüber dem Staat erfüllt und brauchten sich nicht um politische Fragen zu kümmern. Auch wirft man den Parteien vor, ihre Vorstände fassten die wichtigsten Beschlüsse, und das Parteivolk habe nur ja und amen zu sagen. Eine richtige, lebendige Beziehung zum Volk gehe ihnen ab. Dies ist eine teilweise berechtigte Kritik: die Parteien sollten sich mehr mit dem lebendigem Wesen des Volkes befassen, mit den einzelnen Stimmbürgern Verbindung haben und nicht einfach Dekrete vom grünen Tisch aus erlassen.

Heute müssen die Parteien wegen der Unsicherheit der Zeit und der Kompliziertheit der Probleme sich auf Kompromisse einlassen, um Notstände zu beheben. Man nehme als Beispiel den Aufruf des Bundesrates an die Hausfrauen, Vorräte anzulegen, wobei von skeptischer Seite her sofort darauf hingewiesen wird, dass daran in erster Linie die Detailgeschäfte und der Grosshandel interessiert seien. Da muss ein gesunder Mittelweg gefunden werden, um zu einer Lösung des Problems zu kommen. Auch die Parlamentarier müssen einen Kompromiss suchen zwischen den Anforderungen ihrer Wähler, die Landesteile zu vertreten, und ihrer Einsicht, nach «Bern» orientiert zu sein.

Ein berechtigter Vorwurf, der den Parteien gemacht wird, ist ihre Furcht vor der unbequemen Volksmeinung, weshalb sie oft schon zum voraus vorsorglich ihre Politik festlegen, statt die Kritik in den eigenen Reihen zu dulden und anzuhören. Der einzelne Bürger muss den Eindruck bekommen, dass man seine Meinung hören wolle, sonst findet er keine Beziehung zur Partei. Er muss von der Partei zur Mitarbeit herangezogen werden. Vor allem sollten auch die Jungen zu praktischen Aufgaben herangezogen werden, sodass sie in ein gutes Verhältnis zur Partei kommen. Nun dann kann die Gefahr des Erstarrens abgewendet werden. Ferner haben die Parteien die seltsame Tatsache einmal genau zu untersuchen, das man einerseits bei der geringsten Notlage sofort nach Staatshilfe ruft, andererseits immer wieder über «Bern» schimpft. Auch die Einstellung der Parteien zu den grossen Wirtschaftsverbänden ist zu untersuchen. neben der Stellungnahme zu den Abstimmungen und der Durchführung von Wahlkämpfen darf die Partei die staatsbürgerliche Schulung des Volkes nicht vernachlässigen.

Die angeregte Diskussion brachte noch Probleme zur Sprache, wie den Eintritt der Frauen in die Parteien, die Uebermacht der grossen Wirtschaftsverbände, die schlechte Beteiligung bei Wahlen und Abstimmungen. Dass der Redner ohne Beschönigung die Schwächen des Parteiwesens herausstellte, neben aller Anerkennung ihrer Leistungen, wurde ihm hoch angerechnet. **E. V. A.**

«Die Mühle» in Richterswil

Sitz der Heimatwerkschule

Aus einer zerfallenden, romantischen Mühle, wo vor drei Jahren noch mittellose Handwerksburschen und wohl auch etliche harmlose Vaganten durch unverschlossene Türen einkehren und sich ein kostenloses Nachtlager verschaffen konnten, wurde in der erstaunlich kurzen Zeit von zwei Jahren die «Mühle» in ihrer heutigen, vorbildlichen Form geschaffen und im Oktober 1951 als Schweizer Heimatwerk eingeweiht.

Präsident der Vereinigung «Schweizer Heimatwerk» ist Prof. O. Howald, der Leiter Dr. Ernst Laur.

Was hier von dem Präsidenten, den Ehegatten Dr. Laur, den Werkmeistern und Kurspionieren, von den emsigen und geübten Händen von Frauen, Töchtern und Männern aus der Vereinigung geschaffen wurde, ist Aufbauwerk im besten und zukunftsweisenden Sinn.

Dadurch, dass die heranwachsenden Söhne unserer Bergbauern hier oder in der Nähe ihrer eigenen «Heimeten» Holzbearbeitungskurse absolvieren können, bei denen ihnen ein tüchtiger Werkmeister an die Hand geht, werden sie schon früh für die praktischen Aufgaben des Bauernstandes ertüchtigt. — Sie werden freudiger an ihr hartes Tagewerk gehen. Ja, es wird durch diese Kurse ein Weg gewiesen, wo der immer stärker um sich greifenden Landflucht Einhalt geboten werden kann. — Passt sich die frühere «Alte Mühle» schon äusserlich dem sie umgebenden See und der Landschaft sehr gut an, so staunt man ob der gediegenen Schönheit und Stilechtheit der Inneneinrichtungen und des Ausbaues.

Vom Dachboden bis zum Keller ist alles in lichter Sauberkeit geordnet — nur in der Werkstätte verraten Spuren von Sägemehl und gerollte Späne, dass da erst noch an der Hobelbank gearbeitet wurde. Der Werkzeugkasten ist beinahe leer. Frau Dr. Laur, welche die Führung einer Anzahl von Lyceum-Mitgliedern (Zürich) übernommen hat, die heute in diesem Haus zu Gast geladen sind, erklärt uns, dass der Arbeitseifer der Kursteilnehmer oft so gross sei, dass sie die ganze Nacht freiwillig durcharbeiten. Das Werkzeug nehmen die auswärts wohnenden Schüler mit sich über das Wochenende, um daheim an dem Gegenstand weiterzuproben, von dem ihnen der Kursleiter die Grundform gezeigt hat.

Die Schule ist überkonfessionell.

Die Schlafzimmer sind sehr hell, luftig, auf Raumersparnis eingerichtet. Besonders schön die im schrägen Winkel tief ausgemauerten Fensternischen, die ein rotblühender Geranienstock schmückt, und von wo aus der Blick über die breite Bucht des Zürichsees schweift.

Die blau-weiss gewürfelten Bettüberzüge, wie die Wolldecken und Leintücher, Vorhänge, Bodenläufer und Tischdecken — alles ist von Hand angefertigt. — Auch die schmucken Lampenschirme, die aus jenem goldfarbenen Stroh angefertigt sind, das man in der Innerschweiz zum «Hüteln» verwendet.

An den fertigen Webstühlen, die in einem Untergeschoss stehen, wird bald etwa die Braut eines der Werktätigen ihre Aussteuer weben und die entzückende Puppenstube im Heimatstil dürfte dereinst, wenn dem Paar ein oder zwei Mägdelein durch die Stuben trippeln, dazu dienen, unter den Weihnachtsbaum gelegt zu werden. — Stolz wird sich dann der junge Vater daran erinnern, dass er dieses solide Kunstwerk einmal selbst in der Schule zu Richterswil angefertigt hat.

Holzbearbeitungskurse werden vom Heimatwerk auch überall in den entlegenen Bergdörfern der Schweiz unentgeltlich durchgeführt. Die Fr. 5.—, die von jedem Teilnehmer gefordert werden müssen, dienen nur der Versicherung. — Der Schüler kann in diesen Kursen die Herstellung aller jener Geräte erlernen, die er, im Sommer und Winter, für sein Bauerngewerbe braucht: Heuwender, Rechen, Hornschlitten, hölzerne Milchgefässe, Stosskarren, Jauchebehälter, Schliesshölzer zum Verseilen der Heulasten usw. — Der Unterricht wird den individuellen Fähigkeiten des Kursteilnehmers angepasst.

Leider gibt es viele, die sich, weil ihnen die Mittel fehlen, einen solchen Ausbildungskurs gar nicht leisten können. Hier sollten Patenschaften helfend eingreifen, gilt es doch, den eigenen und besonders den Söhnen unserer oft schwer um ihre Existenz ringenden Bauersame praktisch zu helfen. Alle Freunde unserer Bergbevölkerung werden freundlich eingeladen, eine solche Patenschaft für die Ausbildung von Schülern zu übernehmen. Beitrag Fr. 100.— pro Jahr..

Marianne Imhof-Zumbühl

Es ist besser eine Versicherung zu haben und sie nicht zu brauchen, als eine zu brauchen und sie nicht zu haben.
ZÜRICH Unfall

Frauen als Geschworene in Genf

Die Genfer Stimmberechtigten haben am 6. Juli mit 10 167 Ja gegen 6560 Nein (Stimmbeteiligung 25 Prozent) eine auf Antrag des Sozialdemokraten Maillard von der Mehrheit des Grossen Rates vorgeschlagene Verfassungsänderung gutgeheissen, die bestimmt, dass künftig die Geschworenengerichte aus Mitgliedern beiderlei Geschlechts bestehen werden. Innerhalb mehrerer Parteien war die Vorlage einer beträchtlichen Opposition begegnet, die bei den Freisinnigen sogar die Oberhand gewann, so dass diese Partei offiziell Verwerfung empfahl.

Der Erfolg ist vor allen Dingen der ausserordentlich klugen Propaganda zuzuschreiben, die vom Aktionskomitee unter Leitung von Frau Ginette Rosselet getrieben wurde. Man verzichtete auf leidenschaftliche Appelle, welche die Empfindlichkeit des — männlichen — Souveräns hätten herausfordern können; man beschränkte sich vielmehr auf objektive Darstellung der heutigen, unbefriedigenden Verhältnisse und auf die Aufklärung über die guten Erfahrungen, die man in andern europäischen Ländern mit gemischten Geschworenengerichten gemacht hat.

Immerhin darf der in Genf errungene Fortschritt nicht zu einem übertriebenen Optimismus in bezug auf künftige Abstimmungen über das Frauenstimmrecht verleiten. Es gilt hier das System der von den Parteien gedruckten Wahlzettel, das in hohem Mass den Ausgang der Abstimmungen präjudiziert. Nun fügte es der Zufall, dass an diesem 6. Juli der einzige gedruckte Nein-Zettel, derjenige der Freisinnigen Partei, zugleich ein Ja für die in der Westschweiz ganz und gar unpopuläre Vorlage zur Rüstungsfinanzierung trug. Wer also von den sehr vielen Bürgern, welche die Rüstungsfinanzierung verwarfen, auch in der Frage der Geschworenengerichte Nein stimmen wollte, musste sich der anscheinend beträchtlichen Mühe unterziehen, den Bleistift und den offiziellen Stimmzettel zur Hand zu nehmen; das aber pflegen in Genf nur übertrieben gewissenhafte Bürger zu tun, während die andern in der ihnen am wichtigsten scheinenden Frage der Stimme ihres Herzens — oder auch des Magens! — folgen und im übrigen den Herrgott einen guten Mann sein lassen.

Für einmal nun haben diese Imponderabilien auf der Seite der Frauen auf die Wagschale gedrückt, und das erfreuliche Resultat ist, dass auf einem sehr wichtigen Gebiet des öffentlichen Lebens ein Recht der Frau durchgesetzt wurde. Die Genferinnen werden nun mit neuem Mut auch ihre weitern Forderungen vertreten.

Die «Freiheit» plaudert aus

Warum macht ein SBB-Buffetier Reklame einzig für das Bier?

Man findet in der Schweiz wohl kaum eine Ausschankstelle, wo auf einem so beschränkten Raum so viel Gäste zusammenkommen, wie im kleinen Stehbuffet in der Halle des Berner Bahnhofes. Folgerung: eine wunderbare Propagandagelegenheit!

Welche Propaganda macht man dort? Welche Lenkung des Konsums erfolgt dort? — Es gibt dort eine einzige Reklame... Man duldet dort eine einzige Reklame (viel Reklame würde das Lokal verunstalten!)... Diese einzige, im Zeichen der SBB zugelassene Reklame ist diejenige zugunsten... der Brauerei Gassner! Und von den zwei eingerahmten Bildern stellt das eine nochmals... einen Bierkrug dar.

Dürften die SBB den Bahnhofbuffetiers nicht zumuten, neben der Bierreklame auch Süssmostpropaganda zu machen, nachdem die Eidg. Alkoholverwaltung infolge des Rückganges des Süssmostkonsums alljährlich grosse Verluste erleidet? Wir glauben, dass die SBB dieses Begehren an die Bahnhofbuffetiers um so eher stellen dürften, als diese letzteren bekanntlich Riesengewinne machen.

Es ist ein eidgenössischer Skandal, dass in einem Ausschanklokal der SBB das Monopol für Reklame ausgerechnet einer Brauerei gewährt werden kann in unserem Obstland!

Bauernsekretariat, Propagandazentrale für die Erzeugnisse der einheimischen Landwirtschaft, Eidgen. Alkoholverwaltung, alle scheinen immer als selbstverständlich anzunehmen, dass die Alkoholgegner die bekannte Pflicht und Schuldigkeit haben, für die unvergorenen Produkte unseres Obstbaues zu werben: Süssmost und Obstsaftkonzentrat. Wir wollen diese Pflicht und Schuldigkeit gerne auf uns nehmen — aber unter der Voraussetzung, dass die genannten Stellen mindestens auch dort etwas tun, wo sie zweifellos Erfolg haben würden, wenn sie mit der notwendigen Energie verlangten, dass dem Süssmost der erste Platz gebührt allüberall, wo die Eidgenossenschaft zu befehlen hat, wie in den Ausschankstellen der SBB und in den Militärkantinen.

Politisches und anderes

Die Rüstungsvorlage verworfen

Die Vorlage der eidgenössischen Räte über die Deckung der Rüstungsausgaben ist in der eidgenössischen Abstimmung vom 6. Juli 1952 mit 352 205 Nein gegen 256 035 Ja abgelehnt worden. Die Stimmbeteiligung betrug rund 43 Prozent. Trotz dieses Entscheides wird das von unserem Parlament angenommene Rüstungsprogramm durchgeführt.

Der schweizerische Uhrenexport in Gefahr

Nach einer französischen Meldung soll die Zolltarifkommission in den Vereinigten Staaten dem Präsidenten empfohlen haben, die Zollansätze auf Schweizer Uhren und Uhrwerke zu erhöhen.

Der Nationalkonvent der Republikaner in Chicago

Am vergangenen Montag begann in Chicago, wie ein grosses Schauspiel, der Republikanische Konvent, um den Kandidaten der Partei für die Präsidentschaftswahlen zu bestimmen. Die aussenpolitische Rede hielt General MacArthur. Er richtete eine scharfe Anklage gegen die Fehler der Verwaltung Trumans in bezug auf Osteuropa und Berlin, sowie im Fernen Osten. Der erste Tag des Konvents brachte Eisenhower einen Erfolg, indem die Frage der 68 umstrittenen Delegierten aus den Staaten Georgia, Louisiana und Texas vom Plenum des Konvents entschieden werden muss.

Das Jubiläums-Veto

Jakob Malik, der Delegierte Sowjetrusslands im Sicherheitsrat, legte das fünfzigste russische Veto gegen den amerikanischen Vorschlag ein, eine Untersuchungskommission des «Roten Kreuzes» über die kommunistischen Beschuldigungen, Amerika gebrauche in Korea bakteriologische Waffen, einzusetzen. Zehn Stimmen erklärten sich für den amerikanischen Vorschlag, so dass er nur durch ein russisches Veto zu Fall gebracht werden konnte.

Das Verbrechen von Katyn

Das Sonderkomitee des amerikanischen Repräsentantenhauses, das sich mit der Untersuchung der Massenmorde von Katyn befasst, und 150 Zeugen in den Vereinigten Staaten und in Europa einvernahm, hat seine Arbeiten zu Ende geführt. In seinem Bericht beschuldigt das Komitee die Sowjetbehörden, im Jahre 1940 15 000 polnische Offiziere ermordet zu haben. Die polnischen Offiziere waren im Jahre 1940 aus russischen Kriegsgefangenenlagern verschwunden. Drei Jahre später fanden die Deutschen im Wald von Katyn bei Smolensk Massengräber mit 4258 Leichen polnischer Offiziere.

Duclos wieder frei

Der französische Kommunistenführer Jacques Duclos wurde aus dem Gefängnis entlassen. Die Kommission von fünf Richtern, die die Freilassung von Duclos anordnete, kam zur Ueberzeugung, dass Duclos nicht in flagranti bei der Begehung eines Deliktes ertappt worden sei und deshalb nicht ohne Aufhebung seiner parlamentarischen Immunität festgehalten werden könne. Dieser Entscheid hat eine grosse Befremdung hervorgerufen.

Absetzung Anna Paukers

Wie die amtliche rumänische Nachrichtenagentur meldet, ist Anna Pauker ihrer Funktionen als rumänischer Aussenminister enthoben worden.

Zum neuen Aussenminister wurde Simion Bughizl ernannt, der 1949 zum Gesandten in Moskau ernannt worden war.

«Friedenspartisanen» an der Arbeit

Die dreihundert «Friedenspartisanen» aus 57 Ländern, Teilnehmer des Kongresses des kommunistischen «Weltfriedensrates», hielten am Sonntag in Ostberlin ihre Schlussitzung ab. Sie verlangten dabei unter anderem eine Viermächtekonferenz über Deutschland, Annullierung des japanischen Friedensvertrages und sofortige Beendigung des Koreakrieges.

Ausstellung einer schweizerischen Künstlerin im Ausland

In Paris hat Hedwig Braus (Zürich) eine Ausstellung von neuen Plastiken veranstaltet.

... wenn schon, dann
DITZLER CONFITÜREN
Generalvertrieb:
Lüchinger & Cie. AG., Eier-Import.
Basel, Zürich, Bern, St. Gallen, Luzern, Buchs

gab auch böse Worte oder ein schlechtes Beispiel, all dies aber machte ihnen nur Eindruck, solange sie klein und hilflos waren. Nachher kümmerten sie sich nicht mehr darum und nahmen auch keine Rücksicht mehr auf die Mitmenschen, weder auf die guten noch auf die bösen.

Des Vaters Ansehen stieg von Jahr zu Jahr, und er konnte ihnen viele Wünsche erfüllen: ein Fahrrad, eine Ferienreise im Sommer und Skiferien im Winter, später sogar ein Motorrad. Wenn eines in der Volksschule versagte, schickte er es in eine Privatschule, so dass jedes eine gute Ausbildung erhielt. Er brachte es auch zu einem ansehnlichen Vermögen, und die Kinder waren noch nicht mündig, als sie sich manchmal schon eingehend über Erbschaftsangelegenheiten unterhielten. Dies und wie man ohne allzuviel Arbeit reich werde, waren ihre häufigen Gesprächsgegenstände, denn so wie der Vater, der vom frühen Morgen bis weit über den Feierabend hinaus werkte, gedachten sie sich nicht anzustrengen.

An seltenen Abenden, wenn die Mutter sich über ihre Betten beugte, um mit ihnen das in den frühen Jahren gelernte Nachtgebet herzusagen, hörte sie in ihrer Seele noch das Klingen der blauen Glockenblumen und der am nächtlichen Himmel kreisenden Sterne, das Summen der honigtragenden Bienen und das Jubilieren der Vögel an den Sommerabenden. Sie horchte auf die wundersame Sprache der Märchen und hätte sie so gerne den Kindern erzählt. Aber ihre Seele war wie verriegelt und ihr Mund verschlossen. Und eines Tages war das Klingen ganz verstummt.

Die Jahre gingen dahin.

Der Vater wurde ein alternder, immer noch angesehener und erfolgreicher Mann, die Kinder erwachsene Leute, die sich gut zu helfen wussten in der Welt der greifbaren Materie. Der Rücken der Mutter beugte sich frühzeitig, ihre Hände bekamen einige Gichtknoten und verloren die zarte Schönheit. So sass sie eines Sonntagmittags im Garten zwischen den Krautköpfen und wärmte sich an der Sonne, indessen der Krückstock, den sie zum Treppensteigen in dem weitläufigen Hause benötigte, an ihrem Stuhle lehnte. Der Mann war an einer Versammlung der Grundbesitzer der mächtig sich ausbreitenden Stadt, die bald jeden Garten überschattete, die Söhne am Fussballspiel, die ältere Tochter im Kino und die Jüngste mit ihrem Liebsten, der aber keine Ehe eingehen, sondern sich nur vergnügen wollte, beim Tanz.

Da fielen der alten Frau die Augen zu, und sie sah im Traum ihre Mutter auf dem besonnten, mit Kies bestreuten Gartenweg auf sich zuschreiten, in dem bunten Kattunkleid, das sie als junge Frau getragen hatte. Sie war gar nicht alt geworden und ging genau so anmutig wie ehemals. Die Blicke aber, die sie über den Garten schweifen liess, waren bekümmert. Sie blieb vor dem Sessel der alten Frau, die ihre Tochter war, stehen und sah traurig auf die Gichtknoten an ihren Fingergelenken und den Stock an der Stuhllehne. Dann legte sie mit einer gütigen und erbarmenden Gebärde ihre weissen, feinen Hände auf den ergrauten Scheitel der Träumenden.

«Meine Tochter», sprach sie sanft, «warum hast du die Blumen verkommen und die Vögel wegfliegen lassen? Und warum hast du die Märchen verbannt, die doch das Schönste sind im Leben des erwachenden Menschen? Wird wir nicht glücklich gewesen mit ihnen, und und ich und die Kinder der Gevaterin und des Paten und noch viele andere mit uns?»

«Liebste Mutter», antwortete die Träumende, «du und ich, die Gevatterin und der Pate, wir kommen aus einer anderen Zeit. In die Welt des Wachens und Werkens, des Geldverdienens und Vorwärtskommens passen die Märchen nicht. Es sind jetzt andere Dinge wichtig, die du und ich nicht verstehen, die aber wohl trotzdem gut sind.»

Die Mutter beugte sich noch ein wenig tiefer zu ihr. «Bist du glücklich gewesen in all den vergangenen Jahren, meine Tochter?», frug sie.

Ueber das Gesicht der Tochter glitt ein Schatten, doch sie antwortete tapfer: «Ich war so glücklich, wie nur eine Frau sein kann, die einen erfolgreichen Mann und tüchtige Kinder hat.»

Die Mutter schüttelte leise den Kopf, als glaube sie ihren Worten nicht ganz. «Ich bitte dich», sprach sie, «genau nach meinen Anweisungen zu tun, und du wirst noch viel, viel glücklicher werden.»

Die Tochter aber senkte den grauen Scheitel und sagte: «Es kommt nicht auf mein Glück an, sondern auf das Glück des Gatten und der Kinder. Wenn sie glücklich sind, bin auch ich es.»

Die Mutter entgegnete ihr, und in ihrem Blick lag trotz aller Sanftmut etwas Zwingendes: «Tue, was ich dir sage. Später wirst du wissen, dass ich dir recht geraten habe. Es soll nicht nur zu deinem, sondern zu des Gatten, der Kinder und Kindeskinder Glück sein.»

Sie streckte den Arm aus, so dass der weite Kattunärmel zurückfiel und die ungealterte Schönheit der schimmernden Haut zum Vorschein kam, und zeigte auf den bewaldeten Hügel hinter der Stadt.

«Nun gehe in dein Haus», fuhr sie fort, «und bereite das Nachtmahl für die Deinen, dass sie bei ihrer Heimkehr alles in Ordnung finden. Dann nimm deinen Stock und wandere zu jenem Hügel. Es wird ein langer und beschwerlicher Gang sein und du solltest dir eine Wegzehrung in ein Tuch knüpfen. Auf den Hügel sollst du steigen und jenseits wieder hinunter mit deinen müden, alten Füssen. Am Abend des siebenten Reisetages kommst du in ein einsames Tal. Wenn du am Waldrand in einem kleinen Garten eine Hütte mit frischgestrichenen Fensterläden und offener Türe findest, so lasse dich dort nieder und pflege mit aller Sorgfalt die Gemüse, Kräuter und Blumen, die in dem Garten wachsen. Schenke deine besondere Achtsamkeit den Blumen, bestelle das Haus und warte. Eines vor allem aber sollst du tun, was du vor lauter Werken und Müdigkeit vergessen hast. Arbeite nie länger, als bis dass du des Abends noch imstande bist, die Hände zu falten und Gott um seinen Segen zu bitten für das vollbrachte und das noch zu vollbringende Werk.»

Die Mutter wandte sich um und ging auf dem Gartenweg zurück, wie sie gekommen war.

Die alte Frau aber schlug die Augen auf und faltete in Staunen und Andacht die Hände. Sie sann darüber nach, ob sie nun wirklich in ihrem fleissigen Leben glücklich gewesen sei. Sie fand wohl Befriedigung und auch ein wenig Stolz, aber nicht jenes Glücksgefühl, das das Herz still und die Augen von innen leuchten macht.

Da ging sie ins Haus, holte Milch aus dem Keller, siebte Mehl, schlug Eier auf und buk einen letzten Kuchen für die Ihren, kochte Kaffee und stellte ihn an die Wärme, richtete sich Brot und einige Aepfel zur Wegzehrung. Leise ging sie durch die Zimmer, strich noch einmal die Decken über den Betten glatt, hob da einen Faden vom Teppich auf, faltete dort die achtlos hingeworfenen Werktagskleider zusammen und legte sie auf einen Stuhl. Sie nahm einen Staublappen und wischte mit liebevoller Gebärde über den Schreibtisch ihres Gatten und über die geduldigen Rücken der Bücher im Regal.

Dann tat sie, wie ihr geheissen.

Der Weg war lang, steil und steinig. Der kurz gewordene Atem drohte ihr auszugehen, die Gichtknoten schmerzten und die verkrümmten Finger hatten Mühe, den Stock zu halten. Die Knie zitterten

Wie denken Sie heute über Ihre Scheidung?

Eine lehrreiche Umfrage

Man spricht und schreibt heute sehr viel über das Problem der Ehescheidung. Aktuell ist das Problem darum, weil wir, im Verhältnis zu unserer Bevölkerungszahl, vielleicht doch zu viele Scheidungen haben. Jedes Jahr werden über viertausend Ehen geschieden — wie wirkt sich das nun im einzelnen aus? Um darüber Gewissheit zu bekommen, suchte ich einige geschiedene Frauen auf und fragte sie: «Wie denken Sie heute über Ihre Scheidung?»

Natürlich weigerten sich einige zu antworten. Das gehe fremde Leute nichts an, erklärten sie, andere dagegen waren sofort bereit, auf diese Frage einzugehen, es schien beinahe, als seien sie froh, ihr Herz ausschütten zu können. Und das erfreuliche war, dass sie nicht einfach alle Schuld dem Partner zuschoben, sondern gerecht zu urteilen versuchten.

Da war R. K., Mutter von drei Kindern, etwa 35 Jahre alt. Sie machte einen nervösen Eindruck. «Ich wollte ja gar nicht scheiden», sagte sie, «aber mein Mann erzwang meine Einwilligung. Wir hätten es gut haben können, er verdiente anständig, aber dann begann er zu trinken. Vielleicht war ich zu ungeduldig und machte ihm Szenen, darum hatten wir oft Streit. Und jetzt lernte er eine andere Frau kennen. Er wollte sie heiraten und gab nicht nach, bis ich in die Scheidung einwilligte. Aber heute sind wir beide nicht glücklich. Er muss nämlich für mich und die Kinder so viel bezahlen, dass er nicht mehr heiraten kann, und mir selber genügt das Geld, das er mir gibt, auch nicht, darum muss ich Heimarbeit machen. Tagsüber gebe ich die Kinder in die Krippe. — Nein, ich bin nun wirklich nicht fürs Scheiden, und ein Mann hat nicht das Recht, wenn er eine andere Frau findet, die Familie einfach zu verlassen.»

Die zweite Frau, M. B., ist 29 Jahre alt, sie arbeitet als Serviertochter. «Ich weiss ja selber nicht, was ich sagen soll», erwidert sie auf meine Frage», zuerst war ich nämlich sehr froh, als ich endlich wieder frei war — heute fühle ich mich oft einsam. Und mein Kind tut mir leid. Es ist zwar in einer Familie und hat es gut, aber das rechte ist es dennoch nicht. Und dabei war ich schuld. Ich gebe dies zu. Wir waren sieben Jahre verheiratet, ich konnte über meinen Mann wirklich nicht klagen, aber wie es halt ist: man fängt an, nebeneinander her zu leben, ich vermisste Zärtlichkeit, denn mein Mann war wirklich trocken geworden. So kam langsam in mir die Ueberzeugung auf, alle andern Männer seien besser, zärtlicher und besorgter, und da lernte ich einen andern Mann kennen, er war drei Jahre jünger als ich und hat mich mit schönen Worten eingefangen. Er sah gut aus und schien alles zu sein, was mein Mann nicht war. Ich liess die Familie im Stich und ging mit ihm — es dauerte nicht lange. Eines Tages verliess er mich wegen einer andern Frau. Heute serviere ich und fühle mich oft einsam, es ist eben viel schwerer, in einem möblierten Zimmer zu leben, wenn man ein Heim und eine Familie hatte. Nein, man sollte nicht scheiden, ich jedenfalls bereue es heute ...»

Die dritte Frau, K. Ch., 24 Jahre alt, wollte zuerst nicht reden, dann aber überwand sie sich. Was sie erzählte, gab mir das erschütternde Bild einer zerstörten Familie. «Ich bin seit zwei Jahren geschieden. Nein, dass ich mich scheiden liess, das war keine Dummheit, dass ich aber so unvernünftig drauflos heiratete, war sehr dumm. Ich heiratete mit 17 Jahren. Nach einem Jahr kam ein Mädchen zur Welt, dann noch eines. Mein Mann war Hilfsarbeiter und verdiente sehr wenig. Wir hatten finanzielle Sorgen und stritten uns oft — und bald ging er mit einer andern Frau und ich mit einem andern Mann. So liessen wir uns scheiden. Das eine Mädchen wurde mir zugesprochen, das andere meinem Mann. Ich arbeite in einem Laden, er hat wieder geheiratet. Aber es geht ihm wiederum nicht gut. Seine zweite Frau bekam ein Töchterchen, das bald starb. Darauf wurde sie fast hysterisch. Sie schob ihm die Schuld am Tod des Mädchens zu und hasste das Kind, das von mir war. Sie misshandelte es, bis man es ihr wegnahm. Es ist nun in einem Heim, aber es tut nicht gut: es ist bösartig, es schlägt die anderen Kinder und hat richtige Jähzorn-Anfälle. Nun, froh bin ich schon, dass ich geschieden wurde, aber die Kinder tun mir leid. Es wäre das beste, wenn sie gar nicht auf die Welt gekommen wären.»

Frau E. L., 40 Jahre alt. «Wie ich heute über meine Scheidung denke? Das kann ich Ihnen schon sagen: manchmal ist es gut, manchmal nicht. Es kommt ganz drauf an. Sehen Sie, ich bin heute ziemlich vernünftig geworden und beurteile alles viel ruhiger. Wenn ich mich bei meinen Bekannten umsehe, erkenne ich immer wieder: Es gibt keine Ehen ohne Krisen. Das ist ganz klar. Gelingt es aber, diese Krisen zu überwinden, dann wird eine Ehe gut. Man darf nur nicht die Flinte ins Korn werfen. Ja, ich glaube sogar, dass es in jeder Ehe nach einer bestimmten Zeit zur Krise kommt, und zwar meistens nach dem vierten, dem siebenten und dem elften Jahr. Bei uns ging die Ehe nach dem siebenten Jahr entzwei. Wir hatten nicht direkt Streit, aber wir hatten uns auch nichts mehr zu sagen, wir hatten uns ganz einfach auseinanderentwickelt. Manchmal drängte es mich, nett zu meinem Mann zu sein, aber es ging nicht, da war irgend eine Hemmung. Und heute glaube ich, dass es ihm genau so ging. Wir haben uns auf anständige Art getrennt, ohne Schmutz aufzuwirbeln. Und doch: es war falsch. Wir hätten kämpfen sollen, vielleicht würde sich dann alles wieder eingerenkt haben. Unser Kind ist nun auch schon aus der Lehre gekommen, hoffentlich tut es gut. Ich selber heirate vielleicht doch wieder — nun bin ich ja reif genug dazu.»

Wieder eine andere Frau, L. R., 27 Jahre alt, Mutter eines Mädchens. Diese Frau sieht sehr hübsch aus, aber etwas oberflächlich. Und es ist merkwürdig: sie bejaht die Scheidung, aber alles, was sie sagt, spricht doch dagegen: «Ja ich bin sehr froh, dass ich geschieden wurde. Mein Mann war bei der Stadt angestellt, ich musste ihn heiraten, wegen dem Kind, aber ich war nie in ihn verliebt. Darum tat es auch von Anfang an gar nicht gut. Wenn man jung ist, möchte man doch etwas vom Leben haben, man möchte geniessen — wir aber hatten die Möbel auf Abzahlung gekauft, das Kind kostete und so durften wir uns gar nichts erlauben. Da habe ich mich manchmal von Freunden einladen lassen und er ist wütend geworden. Er wollte es mir verbieten, aber ich ging doch. Ich tanze halt so gern. Und dann haben wir uns scheiden lassen. Heute bin ich frei und glücklich. Ich habe einen Freund, der hat einen wunderbaren Wagen, er ist Vertreter, aber wir denken gar nicht ans Heiraten. Wir wollen uns beide nicht binden, man ist ja nur einmal jung. Wir gehen viel aus. — Ja, ich war schuld an der Scheidung, das stimmt. Nein, ich sehe das Kind fast nie, ich habe halt so wenig Zeit, tagsüber arbeite ich, und abends gehen wir an unsern Stamm (Stammtisch), wir tanzen und trinken auch ein bisschen — nun habe ich etwas vom Leben. Ich begreife nicht, dass ich jemals heiraten konnte — ich war schön blöd ...» So plappert sie drauflos, erzählt und erzählt, und doch kann ich mich des Gefühls nicht erwehren, sie sei nicht glücklich, sie gehe bald mit diesem und bald mit jenem und sei für manche Männer eine leichte Beute. Durch die Scheidung ist ihr überhaupt jeder Halt genommen worden und nun ergibt sie sich ganz ihrer verzweifelten Lebensgier. Eines Tages aber wird sie erwachen und erkennen, dass sie einen falschen Weg ging; hoffentlich ist es dann noch nicht zu spät.

Die letzte Frau, mit welcher ich sprach, Frau S. L., etwa 35 Jahre alt, antwortete kurz: «Nein, ich bin nicht fürs Scheiden. Ich habe es hinter mir und es war hässlich. Gottseidank hatten wir keine Kinder. Aber was man vor Gericht alles sagen und erzählen sollte, das ist gemein und schmutzig. Ich würde es mir heute dreimal überlegen, bevor ich mich scheiden liesse. Aber man handelt eben oft sehr unüberlegt und lässt sich von einem Hindernis entmutigen, das nicht so gross und unüberwindbar wäre, wenn man sich wehren würde. Nun, lassen wir das. Ich habe eine gute Stelle und kann nicht klagen. Aber wie gesagt: bevor man sich scheiden lässt, sollte man es sich lange überlegen — und es dann nicht tun. Das ist meine Ansicht. Ich kenne einige geschiedene Frauen und sehe heute ein: es ist besser, nicht besonders gut verheiratet als schlecht geschieden zu sein.» Mehr wollte die Frau nicht sagen.

Es war ein merkwürdiges Bild, das mir die Antworten der Frauen vermittelten. Aber aus allen Gesprächen gewann ich immer mehr den Eindruck, dass eine Scheidung in den seltensten Fällen gut ist, weil sie nicht nur die Kinder, sondern auch die Frau gefährdet. Sie wird dann meistens wurzellos und um die Leere, die um sie entstanden ist, auszufüllen, kann es geschehen, dass sie Dummheiten begeht. Und gar manche bereut es, geschieden zu sein, gar manche sehnt sich nach Mann und Kindern zurück — auch wenn sie es vielleicht nicht zugibt.

jsch

Das Beste?
nein!!-
Nur Pic-Fein!

Von allerlei Frauenarbeit

Jahresbericht 1951 des Zürcher Frauenvereins für alkoholfreie Wirtschaften

Der Zürcher Frauenverein für die Jugend, könnte man über die überaus reichhaltige und fruchtbare Frauenarbeit des Vereins im Jahre 1951 schreiben, wären nicht sonst auch noch genug Aufgaben aufgezeigt, die der Verein innerhalb seines Tätigkeitsbereiches mit grosser Hingabe und unter initiativem Einsatz seiner Leitung und aller seiner Mitglieder vorbildlich bewältigte. Tatsächlich, wer den weitgespannten Arbeitskreis des Vereins nur ungefähr kennt, wer von seinen Zielen weiss und der unermüdlichen Verfolgung derselben, der liest mit Freude von den Erfolgsziffern, die der Zürcher Frauenverein in seinen mannigfachen Agenden während des abgelaufenen Jahres verzeichnen konnte. Auf 7 625 517.32 Franken ist der Gesamtumsatz pro 1951 gestiegen. Die Jahresfrequenz betrug 4 777 367 Personen, die Wirtschaftsführung, wo immer sie den verschiedenen Anforderungen der Hotels, Restaurants und Wirtschaftsbetriebe gerecht werden musste, lässt Genauigkeit, Vorsorglichkeit, solides Fundament und eine stets bereite Anpassungsfähigkeit und Beweglichkeit erkennen. Die betriebliche Schulung der Angestellten wird mit grossem Eifer betrieben und schöne Erfolge erzielt. Die Aufgeschlossenheit verwandten Bestrebungen gegenüber ist ebenso gross, wie die Unterstützungsbereitschaft von seiten des Vereins. So bildete einen Höhepunkt in der Arbeit des Zürcher Frauenvereins im vergangenen Jahr «Das Fest der Jugend» auf dem Sechseläutenplatz anlässlich der 600-Jahrfeier am 2. und 3. Juni. Hier hatte der Verein die alkoholfreie Wirtschaftsführung auf dem Festplatz und bewältigte eine Unsumme von Arbeit. Und so gut werden darüber hinaus die Anliegen der Zürcher Jugend um ihr Jugendhaus vom Verein begriffen, dass der Orellibund nicht weniger als 13 000 Franken Bruttoeinnahmen seines Bazars zugunsten des Jugendhauses dem Baufonds übergab. Eine Leistung unter anderen Leistungen. Aber es will uns scheinen: eine ganz besonders schöne, reiche, fraulich inspirierte. Wir wünschen dem Zürcher Frauenverein allen Erfolg in seiner weiteren segensvollen Tätigkeit.

Schwesternhaus vom Roten Kreuz, Zürich-Fluntern

Krankenpflegedienst — eine besonders segensvolle Tätigkeit der Frauen. Das Schwesternhaus vom Roten Kreuz hat, wie aus dem Jahresbericht 1951 hervorgeht, ein arbeits- und pflichtenreiches Berichtsjahr hinter sich, in dem insofern wenigstens Arbeitserleichterungen eintraten, als das seit Jahrzehnten mit den Kantonsspitälern Zürich und Winterthur eng verbundene Schwesternhaus Patienten und Personal im Frühjahr 1951 in das neugebaute moderne Kantonsspital übersiedeln konnte. Die Ausbildung der jungen Schwestern und die Obsorge für ein neu zu erstellendes Schul- und Schwesternhaus sind vordringliche Aufgaben des Hauses, denen neben der Krankenfürsorge alle Aufmerksamkeit zugewendet wird. Tatkräftige Unterstützung der Behörden und öffentlichen Stellen wäre dazu dringend erwünscht.

Schule für soziale Arbeit, Zürich

Wie wichtig soziale Frauenarbeit in der heutigen Zeit ist, das wird lebhaft und gut veranschaulicht in dem Jahresbericht der Schule 1950-51. Ein umfassender Studienplan, praktische Lehrmethoden, von denen neu das Fach «Soziale Literatur» erfasst wird, ausserhalb des Schulbetriebes Fürsorge- und Weiterbildungskurse, Arbeitsgemeinschaften, Besprechungen und Zusammenkünfte, Stellenvermittlungen und die Pflege internationaler Beziehungen, das ist nur einiges wenige, herausgegriffen aus der Uebersicht über ein erfreulich gedeihliches Arbeiten und Wirken der Schule, von der man nur hoffen kann, dass sie sich weiterhin so kräftig und nutzbringend und — modern entwickle, wie bisher.

Schweizerische Pflegekinder-Aktion

Eine überaus schwierige und wichtige Aufgabe innerhalb der schweizerischen Jugendfürsorge hat sich die Schweizerische Pflegekinder-Aktion vorgenommen und, wie der Jahresbericht 1951 zeigt, bewältigt. Ein soziales Hilfswerk in seinen mannigfaltigen Details ist hier im Wachsen begriffen und macht Fortschritte — durch Mitgliederzuwachs, durch Gründung neuer Ortsgruppen, alles wertvolle organisatorische Behelfe, um eine grössere und ausgedehntere Aktionstätigkeit zu erreichen. Freilich, vieles bleibt noch zu tun übrig und immer wieder wird die Aktion auf die Unterstützung ihrer Freunde und Gönner angewiesen sein, die wir ihr herzlich wünschen. Den vielen Spendern, die sich so opferbereit an der Weihnachtsaktion 1951 beteiligten, sagt die Schweizerische Pflegekinderaktion hier noch einmal herzlichsten Dank.

Bund Schweizerischer Frauenvereine

Der bekannte und bestens ausgewiesene Bund Schweizerischer Frauenvereine zeigt in seinem Jahresbericht 1951 eine überaus vielseitige, soziale, wirtschaftliche und kulturelle Zusammenarbeit innerhalb der angeschlossenen Verbände. So umfasst der Bund am Ende des Berichtsjahres 37 schweizerische Verbände, 16 kantonale Frauenzentralen, 157 lokale Vereine und 12 Einzelmitglieder. Es würde zu weit führen, alle die einzelnen hochinteressanten Arbeitsgebiete des Bundes aufzuzeigen Kontakt mit den schweizerischen Gesandt- Nur soviel wollen wir sagen, dass sich der Bund tatkräftig für die Belange des schweizerischen Frauenbürgerrechts einsetzte, sowie in Befolgung seiner verschiedenen Ziele und Aufgaben auch regen Kontakt mit den Schweizerischen Gesandtschaften und Konsulaten in der ganzen Welt aufgenommen hat. Wir wünschen ein weiteres glückliches Berichtsjahr!

Hausfrauen-Verein, Frauenzentrale Basel

Eine fortschrittliche Frauenarbeit und — eine aktive Betriebsbilanz weist der in der 34. Folge vorliegende Jahresbericht 1951 der Frauenzentrale Basel aus. Interpellationen und Berichte, Kurse und Spezialkommissionen für die verschiedensten Belange des öffentlichen Rechtes der Frau, der Schule und Wirtschaft eine Unmenge mühevoller Kleinarbeit ist hier zu ersehen, die in der Abfolge ein geschlossenes Bild gibt: Frauen arbeiten für Frauen, ein schönes und lohnendes Gemeinschaftswerk.

Mütter- und Kinderheim Hohmaad in Thun

«Wir essen alle an einem Tisch, und kein Festchen vergeht, ohne dass auch die Mütter daran teilgenommen hätten», dieses Wort aus dem Jahresbericht 1951 des Mütter- und Kinderheimes Hohmaad in Thun kennzeichnet so recht den Geist echter Mütterlichkeit, der hier herrscht und jenen zugute kommt, die ohne Gatten und Vater ihr Kind zur Welt bringen und einen neuen tapferen Weg in die Zukunft finden müssen. Wer weiss, welch schweres und verachtetes Los dasjenige der ausserehelichen Mutter ist — wieviele Umstände dabei mitspielten, die meist nicht erwähnt werden, der urteilt nicht mehr rasch ab, sondern ist vielmehr jenen Frauen dankbar, die ihre Lebensaufgabe in der Betreuung dieser ausserehelichen Mütter sehen, weil auch sie Frauen unter Frauen und unsre Mitschwestern sind. In diesem Sinne wirkt das Mütter- und Kinderheim Hohmaad und es wirkt zum Segen, wie die Fülle der geleisteten Arbeit beweist. —

ihr beim Hinuntersteigen vom Berge. Wenn sie des Nachts im Moos unter einer Tanne ruhte und die breiten Aeste den besternten Himmel verdeckten, war ihr Herz einsam und bange.

Am Abend des siebenten Tages fand sie das verlassene Haus. Die Fenster standen offen, so dass die untergehende Sonne bis in den letzten Winkel scheinen konnte. Und siehe, es war das Haus ihrer Kindheit mit dem blühenden Garten und dem Wald dahinter. Sogar der Gartenzaun war derselbe geblieben. Da wusste sie auf einmal, dass das Haus ja in all den guten und bösen, in den arbeitsamen und erfolgreichen Jahren das Haus ihrer Sehnsucht geblieben war, dass sie deshalb wohl zufrieden und auch ein wenig stolz, aber niemals wahrhaft glücklich geworden war.

Trotz der Müdigkeit und Bresthaftigkeit ihres alten Leibes kniete sie auf der Schwelle des Hauses nieder, faltete die Hände und ihr inbrünstiges Gebet war Dank für die Heimkehr und Bitte für die Zukunft zugleich.

Dann fachte sie das Feuer im Herd an, wärmte sich die bereitgestellte Milch und fühlte ein Klingen in ihrer Seele wie von abertausend blauen Glokkenblumen und ein Leuchten wie von abertausend himmlischen Sternen. Jetzt wusste sie wieder um die Weisheit, die von den Menschen ihrer Zeit verlacht wurde, nämlich, dass die Märchen so wahr sind wie das wirkliche Leben. Denn so wie das wirkliche Leben sich von Brot und Milch, von Kleid und Haus, ja auch von Geld und Erfolg erhält, so leben die Märchen von Liebe und Gerechtigkeit, von Demut und Güte, von Wahrheit und Frömmigkeit. Und diese sind der Seele so notwendig wie jene dem Leib.

Da war sie so glücklich wie zu Beginn ihres Daseins. Sie bestellte das Haus und den Garten, hielt die Zimmer reinlich und blank, pflegte die Blumen und Gemüse mit der ganzen Zärtlichkeit, deren ihre verkrüppelte Hand noch fähig war. Wenn ihr Tagewerk getan war, faltete sie die Hände und betete.

Und sie wartete.

Denn sie wusste, dass die Verheissung noch nicht bis ins Letzte erfüllt war.

Die Jahre vergingen.

(Schluss folgt)

Bücher

Antwort auf Hiob, von C. G. Jung. Rascher Verlag, Zürich.

Wer des betagten Gelehrten distanzierte Art kennt, mit der er bis heute sein Wissen um die Seele des Menschen und seine daraus gewonnenen Einsichten dargelegt hat, wird über den Ton seines neuesten — und sicher nicht letzten Werkes — staunen: Antwort auf Hiob. Mit welcher Affektivität, ja Verve, packt Jung hier das Problem «Gott» an! Nicht mehr nur als innerpsychisches Urbild will er Ihn verstanden wissen, wie es bis anhin bei ihm vorsichtig klang, sondern als metapsychische Wirklichkeit, welcher der Mensch ausgeliefert ist, ob sie sich ihm in Liebe oder Grausamkeit zu zeigen begehrt. — Das Schicksal Hiobs wird zum Ausgangspunkt genommen, jenes rechtschaffenen, frommen Mannes, der die ganze Unzuverlässigkeit und die fürchterliche Härte seines Jahwe zu erdulden hatte. Die Frage wird gestellt: wie verhält es sich angesichts solcher Taten, mit der so gepriesenen Liebe Gottes? Jung gibt mit gewaltigem Ernst eine kühne Antwort. Gott macht eine Wandlung durch. Aus einer unbewussten Naturgewalt soll er, sich seiner andern Seite, der Sophia (oder Maria) erinnernd und sich mit ihr vereinend, seiner Ganzheit bewusst werden und damit erst in den Besitz seiner Allwissenheit und Allmacht gelangen. Im Verlauf dieser Wandlung sieht er sich veranlasst, selbst Mensch zu werden und — als Wiedergutmachung — das Schicksal Hiobs, seines treuen Knechtes, zu erleiden (Christus am Kreuz). In der Dogmatisierung der Assumptio Mariae sieht Jung ein bedeutendes Zeichen für die Bereitschaft des göttlichen Geistes, sich seiner weiblichen Komponente, der Weisheit, zuzuneigen. — Mancher Gläubige, oder gläubig sein wollende Mensch, wird von solchen Gedanken erschreckt. Wer aber an Zweifeln leidet, und wer, der überhaupt nachdenkt, würde nicht von Zweifeln geplagt, sollte sich der Mühe unterziehen dieses Buch zu lesen. Er wird, nicht beruhigt, aber doch gestärkt, aus der Lektüre hervorgehen.

A. V.

Internationale Beziehungen in der sozialen Arbeit von Dr. jur. Emma Steiger, Zürich. (Heft 7 der Schriftenreihe der Schweiz. Vereinigung Sozialarbeitender, zu beziehen beim Jugendsekretariat Dietikon-Zürich, zu Fr. 1.80)

Dieser Arbeit liegt eine durchgreifende Kenntnis der Entwicklung schweiz. und internationaler Sozialarbeit zugrunde. — Sie stellt fest, dass die tragenden Motive der Hilfe, wie sie im Christentum ankern und auch in den Ideen der Aufklärung und Humanität lebendig waren, übernational sind. — Der Wert internationaler Beziehungen wird bei uns vielfach nur nach dem praktischen Nutzen beurteilt und oft unterschätzt. Wieviel Auftrieb und Bereicherung aber die Sozialarbeit in unserem eigenen Land durch persönlichen Kontakt einzelner mit ausländischen Kollegen, durch Teilnahme an internationalen Konferenzen und Kongressen und durch aktive Mitarbeit in internationalen Organisationen direkt oder indirekt erfahren, wird uns anhand vieler Beispiele erst recht eindrücklich. — In klarer Gliederung vermittelt uns die Verfasserin eine Uebersicht über die Entwicklung internationaler Beziehungen in den verschiedenen Fachgebieten (Armenwesen, Jugendhilfe, Sozialhygiene und -politik usw.) und über den heutigen Stand internationaler Zusammenarbeit, insbesondere im Rahmen der Vereinigten Nationen und internationaler privater Organisationen. Parallel zu diesen Ausführungen wird immer der Anteil der Schweiz und die Wandlungen ihrer internationalen Bedeutung auf sozialem Gebiet beleuchtet. — Von besonderem Interesse ist eine schematische Darstellung über den Aufbau der Vereinigten Nationen und der ausführliche Bericht über Aufgaben, Organisation und Methoden des «Sozialen Sektors».

Die Schweiz hat auf mehr als einem Gebiet soziale Pionierarbeit geleistet und darum international eine massgebliche Stimme gehabt. Die Verfasserin wünscht ihr heute neue Impulse durch Schaffung einer ständigen schweizerischen Zentrale zur Pflege und Förderung internationaler Beziehungen und ruft zugleich den einzelnen Sozialarbeiter zur aktiven, freudigen Mitverantwortung auf.

K. L.-G.

Bund Schweizerischer Frauenvereine

Aus der Vorstandssitzung vom 3. Juli:

Der Vorstand befasste sich schon mit der Delegiertenversammlung 1953, u. a. mit den nach den Statuten fälligen Ersatzwahlen in den Vorstand. Zur Vorbereitung und ganz besonders zur Diskussion der wichtigen Frage: Beitritt oder Nicht-Beitritt des BSF in ein politisches Aktionskomitee, ist auf den Spätherbst eine Präsidentinnenkonferenz geplant. Auch verschiedene Fragen betr. Revision des AHV-Gesetzes können dann erläutert werden.

Mit Befriedigung nahm der Vorstand Kenntnis von verschiedenen Nominationen und Aufstellung von Kandidatinnen für neue Kommissionen. Mme Cuenod, Vizepräsidentin des BSF, ist Mitglied der grossen ausserparlamentarischen Kommission für das Gesetz über den Strassenverkehr; Frau Dr. med. Guisan-Berdez wurde in die Schweiz. Milchkommission (Spezialkommission für amtliche Kontrolle der Milch und Milchprodukte) gewählt, Frau Strebi, Luzern, in den Vorstand der Schweiz. Propagandazentrale für Erzeugnisse der Landwirtschaft. Im Vorstand der LABEL-Organisation vertritt den BSF nun Frau Bütler-Huber, Olten. In unsere eigene Radio-Kommission wählte der Vorstand an Stelle von Frau Jeanneret Frl. Emma Roulet, Coffrane (Neuenburg).

Der Vorstand liess sich über die erfreuliche Stellungnahme des Nationalrats zum Bürgerrechtsgesetz orientieren und hofft, der Ständerat, an den noch eine Eingabe abgehen soll, werde dasselbe Verständnis zeigen für die Schweizerin, die einen Ausländer heiratet.

Die Präsidentin freute sich, die zwei neuen Vorstandsmitglieder, Frl. Berthoud und Frau Plattner, begrüssen zu können, während das Tessiner Mitglied leider diesmal verhindert war. — Neu als Einzelmitglied wurde aufgenommen Frau Choisy-Necker, Genf; zum Eintritt gemeldet hat sich der Schweizerische Theologinnen-Verband, der Schweiz. Berufsverband für Tanz und Gymnastik und der Soroptmist-Club Bern. — Unter «Personalfragen» wurde u. a. mitgeteilt, dass die Abteilungsleiterin Frau A. Mürset definitiv auf Juni 1953 zurücktritt. Es heisst also, nach einer tüchtigen Nachfolgerin Umschau halten.

Wasser in Gefahr

Seit Jahren wird, nicht zuletzt durch das Mittel der Presse, immer wieder auf die Gefährdung unserer Schweizer Seen, Flüsse und Bäche durch die zunehmende Gewässerverunreinigung, die durch industrielle Abwässer und allgemeine Nachlässigkeit entsteht, hingewiesen. Im Hinblick auf die mannigfachen Gefahren für die Volksgesundheit, das Landschaftsbild des Heimat- und Ferienlandes Schweiz und last not least die Fischerei, ist es gewiss nicht übertrieben, zu mahnen, dass das Problem unser ganzes Volk, jeden unter uns, betrifft. Unsere Gemeinden und Industrien benötigen sauberes Trink- und Brauchwasser, unsere Seen sind beliebte Badeplätze für jung und alt und in steigendem Masse auch Lieferanten der Gemeindewasserversorgungen.

Um die Aufklärung über den Stand der Dinge in weiteste Kreise zu tragen und so gleichzeitig den Kampf gegen den schleichenden Tod unseres wertvollsten Rohstoffs, des Wassers, zu intensivieren, hat die Condor-Film AG. unter dem Patronat und mit der wissenschaftlichen Beratung der Schweizerischen Vereinigung für Gewässerschutz soeben einen Film «Wasser in Gefahr» fertiggestellt, dem man vollen Erfolg wünschen darf. Die Schaffung des Films wurde ermöglicht durch namhafte Spenden der Stiftung Pro Helvetia und der Volkart-Stiftung in Winterthur, des Schweizer Heimatschutzes sowie von Kantonen und Gemeinden, städtischen industriellen Betrieben, Berufs- und Wirtschaftsverbänden und einer grossen Anzahl von Einzelfirmen und privaten Gönnern. Die Leitung hatte Dr. Fueter, das Drehbuch stammt von Regisseur Viktor Borel, die Musik von Walter Baumgartner. In einer grossen Anzahl garantierter Vorführungen soll der eine Viertelstunde dauernde Dokumentarfilm im Vorprogramm durch möglichst alle Kinos der Schweiz gehen. Darüber hinaus steht eine grössere Anzahl von Schmalfilmkopien bei der Schweizerischen Vereinigung für Gewässerschutz für die Verwendung bei Vorträgen usw. zur Verfügung, und bereits haben die Fachkreise verschiedener Länder Interesse für den Film bekundet; er soll auch dem Ausland zur Verfügung gestellt werden, denn Gewässerschutz ist eine internationale Aufgabe zu deren Lösung jedes Land seinen Beitrag leisten muss.

EvA.

Dem Bach entlang

Bach meiner Kindheit, meine Mutter schon muss dich sehr geliebt haben. Zweifellos war sie glücklich, wenn sie dir entlang, seitab allen Häusern, durch Baumschatten und Wiesengrün ihrem Vaterhaus zustrebte. Sie nannte dich «Chilchgraben», und ich habe es noch nicht herausgebracht, wieso sie zu diesem Namen kam. Wenn ich mir aber vorstelle, dass die Nachbardörfler einmal dem Bach entlang zur Kirche gepilgert wären ... nun, einen schönern Weg könnte ich mir nicht ausdenken.

Auch neben meinem Vaterhaus hat es einmal zwei sprudelnde Wiesenbächlein gegeben, schmale Wassergräblein, von Blumen und Sträuchern besäumt. Aber eines fehlte dort: Die Bäume. Ich erinnere mich, dass zu meiner Kinderzeit am Chilchgraben noch eine vereinzelte Eiche stand, am rechten Ufer, und darunter wuchs — Augentrost! Mit Wonne habe ich immer nach dem zierlichen und so sinnig benannten Blümchen ausgeschaut. — Die Eiche ist längst gefallen, der Augentrost ist mit ihr verschwunden, und am jenseitigen Bachbord stehen seit Jahren zwei Häuser, im Grün fast verborgen. Denn — Gott sei Dank! und Dank auch dem Bauern! — linksseitig steht noch die ganze kraftstrotzende Reihe von Eschen und Erlen, Birken und haushohen Hasel- und Holunderstauden. Und dazwischen alle die lieben Sträucher: Schneeball und Pfaffenkäppchen, Geissblatt und Waldrebe. Aber dicht am Wasser die reichste Fülle aller Blumen, die Schatten und Feuchtigkeit lieben, vom frühen Frühling bis zum späten Herbst. Was entdecke ich nicht alles am Bachland im Ablauf des Jahres! Zuerst die Brunnenkresse, unscheinbar und nur für Kenner auffindbar! Dann die strotzende, leuchtende, grossblättrige Dotterblume, den zart-lilafarbigen Baldrian mit dem einschläfernden Duft, die hochstenglige, bierschaumgefärbte Spyrstaude, Bachvergissmeinnicht und Storchenschnabel, den aufrecht ans Licht strebenden blauen Günsel. Zurzeit stehen die Seggen in üppiger Blüte, kurz — der Bach fliesst durch einen Naturpark, wie ihn eben nur die Natur hervorbringt. Der Bach? Ach, jetzt verdient er oft den Namen Bach nicht mehr. Auch er ist zum Graben herabgesunken, der zu Zeiten kaum mehr eine Hand hoch Wasser führt. Und war so gut, das leise Murmeln der Wellchen, so rein und köstlich das klare Spiegelbild der Bäume im Wasser! Lieber, lieber Bach meiner Kindheit, versiege nicht, bevor mein Atem stille steht, belebe weiter das Grün deiner Umgebung und erfreue noch lange, die dir entlang gehen.

H. Kleiner

Einige Winke für die Hausfrau zur Aprikosenernte

Aprikosenkompott, welch herrliches Dessert!

Darum fülle ich jedes Jahr einige Flaschen mit Aprikosen heiss ein. Mit der Heisseinfüllmethode bleiben die Früchte nicht nur schön und ganz, sondern sie behalten auch ihr gutes Aroma. Wie gehe ich vor?

Hiefür verwende ich mit Vorliebe Bülacherflaschen, die speziell zum Heisseinfüllen geschaffen sind. Dass diese gut vorgewärmt werden müssen, weiss ja jede Frau.

Ich mache einen Zuckersirup (Aprikosen benötigen sehr viel Zucker), wenn dieser kocht, gebe ich soviel Früchte in die Pfanne, dass nicht zu viele aufeinander liegen. Sobald es zu kochen beginnt, fülle ich die Früchte mit dem praktischen Bülacher Lochlöffel ohne Saft, bis zirka 1 Zentimeter unter den Flaschenrand in die gut vorgewärmten Flaschen ein, und fülle mit kochendem Saft randvoll und verschliesse sofort. Um das Zerfallen der Früchte zu verhüten, fülle ich die grossen Flaschen in zwei Malen ein und zwar gebe ich zuerst nur die Hälfte der für eine Flasche nötigen Früchte in die Pfanne, erhitze und fülle ein wie oben angegeben. Hernach lege ich die andere Hälfte der Früchte in den kochenden Sirup und beendige das Einfüllen wie gewohnt. Bei diesem zweimaligen Einfüllen muss die Flasche im heissen Wasser stehen bleiben und nach dem ersten Einfüllen sofort mit dem Glasdeckel zugedeckt werden. Auf diese Art und Weise bleiben mir die Früchte immer schön und ich kann sie auch im Winter noch sehr gut für Kuchen und Kompott brauchen.

Für das Heisseinfüllen zu Kompott verwende ich nur schöne Früchte. Mit den weniger schönen mache ich Konfitüre und zwar fülle ich auch diese kochend in die Bülacherflaschen mit Glasdeckelverschluss ein. Ich erspare mir mit dieser Methode viel Aerger und Arbeit. Die Konfitüre trocknet mir nie mehr aus, sie bleibt frisch und behält ihr Aroma ausgezeichnet.

Die Konfitüre wird wie gewohnt zubereitet, das heisst ich zerkleinere die Aprikosen, koche sie mit 700 bis 1000 Gramm Zucker auf je 1 Kilogramm Früchte auf starkem Feuer ein und fülle sie dann kochend in die gut vorgewärmten Flaschen bis auf 1 Zentimeter vom Rand ein. Dann fülle ich den kleinen Leerraum noch mit kochendem Wasser auf und verschliesse sofort.

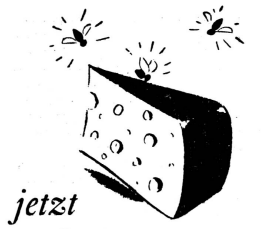
Die Anschaffung von Bülacherflaschen für Konfitüre scheint wohl im Moment etwas teuer. Ich darf aber dabei nicht vergessen, dass ich für die gewöhnliche Konfitürengläser jedes Jahr Paraffin, Cellophanpapier, Gummiringli usw. kaufen muss. Die Gummiringe der Einmachflaschen kann ich hingegen einige Jahre verwenden.

Wer einmal Konfitüre so eingemacht hat, der bleibt bei dieser Einmachart, Konfitüre wie die Früchte zu Kompott heiss einfüllen.

Radiosendungen für die Frauen

sr. Montag, 14. Juli werden in der Frauenstunde um 14.00 folgende Beiträge geboten: «Sommerfreuden: kleine Umfragen unter Frauen. — Das Gedicht. — Blick in Broschüren (Elisabeth Thommen).» — Mittwoch, 16. Juli erzählt um 14.00 Frieda Schneider-Brunner von «My erschti Bärgreis». — Freitag, 18. Juli um 14.00 ist die «Frauenzeitung Nr. 9» angesetzt, die von Elisabeth Thommen redigiert wird. — Samstag, 19. Juli wird um 17.30 in der «halben Stunde der berufstätigen Frau» der Schöpfer des Kindergartens, Friedrich Froebel, zu seinem 100. Todestag gewürdigt.

ENGELHOF
Hotel - Hospiz
Alle Zimmer mit fliess. Wasser
Das alkoholfr. Restaurant mit guter Küche und vorteilhaften Preisen



jetzt gegen Fliegen und Mücken im Hause

Neocid Spray

Geigy — J. R. Geigy A.G., Basel

BAHNHOFBUFFET Zürich

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Zürich 1 Schützengasse 7 Telephon 23 47 70
Charcuterie Telephon 27 48 88 Filiale Bahnhofplatz 7

Inserate im «Frauenblatt» bringen Erfolg!

Peter-Orbach
Schöne KINDERBETTEN
Gerbergasse 7, beim Löwenplatz, Zürich
Tel. 27 74 56

Ferien in Graubünden
Es empfehlen sich die alkoholfreien Gasthäuser
Arosa Orellihaus Nähe Bahnhof
Chur Rhätisch. Volkshaus beim Obertor
Samaden Alkoholfr. Rest 2 Minuten vom Bahnhof
Andeer Gasthaus Sonne Mineralbäder, Jugendherberge
Landquart Volkshaus Bahnhofnähe
St. Moritz Hotel Bellaval beim Bahnhof, Jugendherberge
Thusis Volkshaus Hotel Rätia beim Bahnhof, Jugendherberge
Mäßige Preise - Keine Trinkgelder - Aufmerksame Bedienung - Gute Küche - Bäder

Inserieren bringt Gewinn

Ernst
„Guets Brot"
„Feini Guetzli"
Seefeldstraße 119 Tel. 24 77 60
Seefeldstraße 212 Tel. 24 57 44
Forchstraße 37 Tel. 23 09 75
Zollikon, Dufourplatz Tel. 24 96 49
Tea-Room Bahnhofplatz 1 Tel. 23 12 72
Schaffhauserstraße 18 Tel. 28 78 44
Universitätsstraße 87 Tel. 28 20 58

Telephon 23 37 53
Zürich
FIRN
Eis-Spezialitäten
Blöckli, Becher, Glaces in verschiedenen Aromen, Cassata, Vacherin, ein Begriff
Nie kältend, da aus pasteurisiertem Rahm und Milch hergestellt

Kaffee
von gleichbleibender Qualität — das ist unsere
GIGER-MISCHUNG
HANS GIGER & CO.
BERN
Import von Lebensmitteln en gros
Gutenbergstraße 3 Tel. 2 27 38